

Weberschlacht 1371

Stefan Blankertz

# Weberschlacht 1371

Historischer Roman

**Stefan Blankertz** | 1956 | »Wortmetz« | Lyrik und Politik für  
Toleranz und gegen Gewalt.

edition g.  
307

NEUAUSGABE VON »KÖLN 1371«  
Gründlich überarbeitet  
307 edition g.  
Herstellung und Verlag:  
BoD – Books on Demand, Norderstedt  
Titelgestaltung:  
Stefan Blankertz unter Verwendung des Bildes  
»Der Goldwäger und seine Frau«  
von Quentin Massys (1514),  
*public domain*, The Yorck Project via Wikipedia  
© 2006, 2015 by Stefan Blankertz  
Wollankstraße 133, 13187 Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
ISBN 978-3-7386-3012-1

# Inhalt

6	Die Personen
8	Die Schauplätze
9	Vorspiel
15	Der Tod
53	Zwischenspiel
57	Die Schande
87	Zwischenspiel
91	Der Verräter
141	Zwischenspiel
145	Der Prozess
185	Zwischenspiel
187	Die Schlacht
203	Nachspiel
205	Glossar
211	Nachwort

## Die Personen

*Der Haushalt der Weinhändler vom Eisenmarkt*  
Bruno, *Knecht*  
Fridrun, *Köchin und Magd*  
Gerwin, *Vetter von Peter, Waise*  
Markus Nicol, *angehender Wein-  
händler, erstgeborener Sohn*  
Martha Nicol, *der Kirche geweihte  
Tochter, jüngste der Geschwister*  
Peter Nicol, *Sohn, Lehrknabe bei der  
Garnmacherin Elisabeth de Porta*  
Richard Nicol, *Weinhändler,  
ermordeter Gatte von Ursula*  
Ursula Grin, *Witwe von Richard*

*Der Haushalt der Garnmacherin Elisabeth de Porta*  
Agnes, *Gesellin*  
Beatrix, *Gesellin*  
Christine, *Tochter*  
Eike von Repgow, *Kaufmann,  
verstorbenen Gatte von Elisabeth*  
Elisabeth de Porta, *Garnmacherin,  
Lehrherrin von Peter Nicol*  
Engelradis, *Köchin*  
Frumhold, *Sohn*  
Ida, *Kinderfrau*

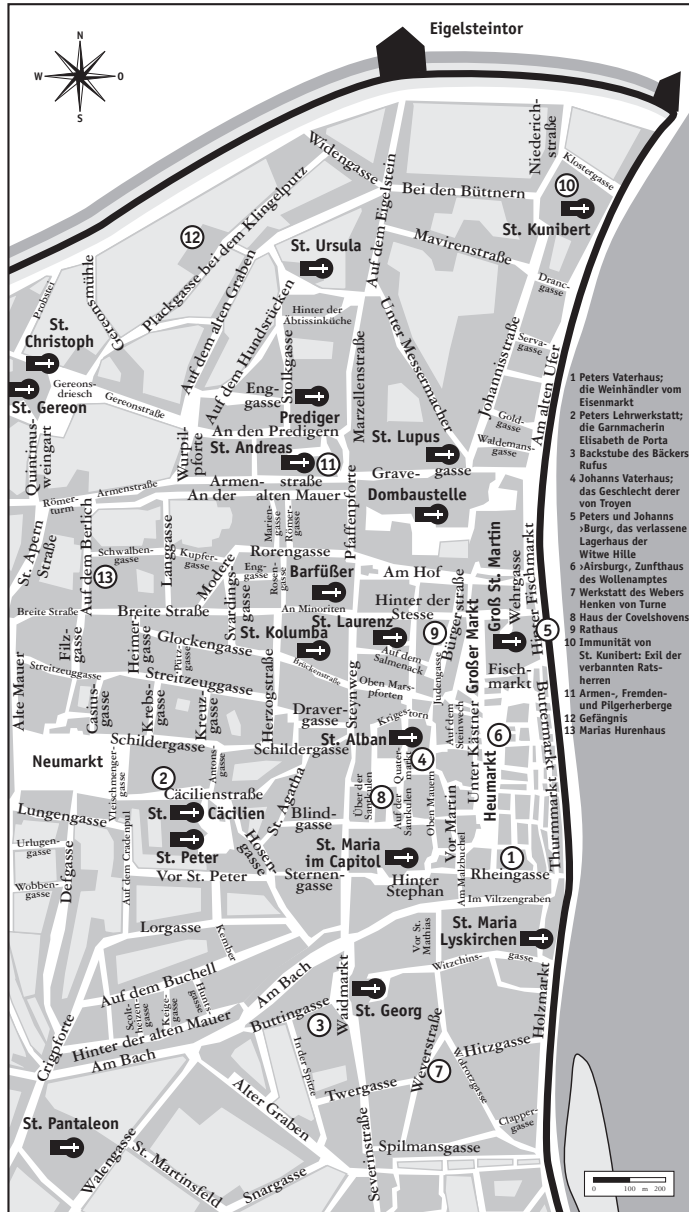
*Weitere Personen*  
Druda Hadevart, *Mutter von Johann,  
Gattin von Lufred*  
\* Edmund Birkelin, *Kaufmann im  
Aachener Exil*  
Everhard der Grieche, *Amptmeister  
der Weber*  
Franz von Kusun, *Schöffe*  
\* Friedrich III. von Saarweden,  
1348-1414, *Erzbischof*  
Geberga de Porta, *Gattin von  
Gernard Gir von Covelshofen,  
Schwester der Garnmacherin  
Elisabeth de Porta*  
Gernard Gir von Covelshofen,  
*Kaufmann, Gatte von Geberga  
de Porta, Schwager von Elisabeth*  
\* Henken von Turne, *Weber,  
Volksheld*  
Hille, *Witwe eines Fischhändlers*  
\* Johann von Troyen, *Sohn von  
Lufred von Troyen und Druda  
Hadevart, Freund von Peter*  
\* Lufred von Troyen, *unter Haus-  
arrest stehendes Mitglied des  
Engen Rates, Vater von Johann*  
Maria, *Prostituierte auf dem Berlich*  
Martin, *Pfarrer in St. Maria im  
Capitol*  
Richmodis Hoyer, *Mutter von  
Gerwin*  
Rufus, *Bäcker in der Buttingasse*  
\* Teilmann Gir von Covelshofen,  
*Neffe von Gernard, Freund von  
Johann von Troyen*

*Historische Figuren sind mit einem  
\*Stern gekennzeichnet. Dies aber ist  
ein Roman, kein Geschichtsbuch.*

## Vom Pfennig

Wem ich wie Eis entschlüpfte  
und wie ein Ball weghüpfte,  
wem solcher Art ich kam abhanden,  
und allen, die mich untreu fanden,  
sag' ich: Wer zu mir freundlich war,  
dem ich sogleich geriet zur Zier;  
wes Mutes unsted dünkte mir,  
bei dem nur ich mich machte rar.

*Nach Walther von der Vogelweide*



Die Schauplätze

Köln im 14. Jahrhundert (Ausschnitt). Eigene Rekonstruktion

# Vorspiel

Köln, am 2. Juli 1370

Henken von Turne wurde auf den Neumarkt getragen, in Köln der einzige Platz, der michel genug war, um das Volk zu fassen, das nichts sehnlicher begehrt, als ihm, dem Helden, tosenden Beifall zu spenden. Seine engsten Holden, darunter gar der angesehenste Amtmeister des Wollenamptes höchstpersönlich, Herr Everhard, genannt der Grieche, trugen ihn auf Händen. Die Kölner Bürger, die braven Handwerksleute allen voran, schrien sich die Kehlen aus den Leibern und zahllose streckten wollten, als sei er ein Heiliger und würde ihnen ewige Seligkeit versprechen.

Es war dies der erhabenste Augenblick in seinem ganzen bisherigen Leben. In den kühnsten Träumen hatte er Derartiges nicht gesehen, geschweige denn jemals in wachem Zustande gewagt, sich auszumalen, dass einem Menschen Solches zu erfahren vergönnt sei. Die Begeisterung brandete um ihn herum auf und schwappte zu ihm empor. Die Spritzer berührten ihn ebenso peinigend wie auch ergötzlich. Ja, er hatte es geschafft. Die allzu lange fälschlich als »edel« bezeichneten Verräter Kölns, die nur ihr eigenes, dreieckiges Geldsäckel hatten füllen wollen und der Gott wohlgefälligeren Armen nicht gedachten, die sie hiermit unzüchtig beraubten, waren in die verdienten Schranken gewiesen worden. Doch nicht bloß das. Um Vorgänge von derartiger Tragweite fürbass zu unterbinden, hatten die Ämpter der Handwerker unter der mutigen Führung der Weber die Mehrheit im Weiten Rat der Stadt an sich bringen können und die Macht des Engen Rates der »edlen« Geschlechter empfindlich beschnitten. Unterdessen waren diejenigen Angehörigen der Geschlechter, die in ihrer Selbstsucht die Ausplünderung von fleißigen Handwerkern am ärgsten be-

trieben hatten, in die statthafte Verbannung geschickt worden, die sie – die Feiglinge, die sie nun einmal waren – dem Vernehmen nach nicht in der Fremde, sondern in einem leider unantastbaren Bereich der guten Leuten nur zur Last fallenden Kirche, der Immunität von St. Kunibert, zu verbringen gedachten. An alledem hatte er, Henken, seinen Anteil; die Heftigkeit aber, mit welcher ihm der nimmer enden wollende Dank der Bürger nunmehr aufgedrängt wurde, überraschte ihn gleichwohl und ließ ihn die kleinlichen Sorgen vergessen: die grauenvolle Verwirrung seiner armen, betagten Mutter, die zermürbenden Schulden, allen voran die unerträgliche Einsamkeit, die er empfand, weil er seiner tumben Zauderhaftigkeit und trägen Unschlüssigkeit wegen unbeweibt geblieben war.

Mit einem Male jedoch war ihm, als würden alle Stimmen und alle Laute verstummen, und anstelle zahlloser schwitzender, grölender und kreischender Menschenleiber wählte er sich in einem schier unerschöpflichen Meer wogender, blütenweißer Lilien. Inmitten dieses überaus fein duftenden Meeres stand sie. Sofort wusste Henken, dass es nie, nie und nochmals nie eine andere würde geben können. Das Glück fuhr ihm in die Glieder und nachdrücklich gebot er seinen vor Verwegenheit schäumenden Genossen, ihn runterzulassen. Kaum hörte er, wie sie verwundert lachten, jedoch willig taten, wie ihnen geheißen. Hastig bahnte er sich den Weg zu der Weibsperson. Schon fürchtete er, sie aus den Augen zu verlieren. Dann stand er vor ihr. Er verneigte sich, fand sich allerdings unfähig, ein Wort herauszubringen. Sie war nicht mehr jung, aber das herrlichste, anmutigste und liebreizendste Geschöpf, dem er je begegnet war. Die Lilien standen für ihre reine, weiße Haut, rot wie Rosen waren ihre im Wind flatternden Haare und ihr schön geschwungener Mund, wie zwei Sterne funkelten ihre Augen. Sie regten ihn an, sich vorzustellen, wie geformt war, was seinen Blicken verborgen blieb.

»Ich bin die Ursula.« Neckisch fügte das Weib hinzu: »Frau Ursula Grin.«

Henken wusste nicht, dass sie die Gattin desjenigen Mannes

war, der ihm der wichtigste Verbündete in den städtischen und der schlimmste Feind in den persönlichen Angelegenheiten werden sollte. Hätte er geahnt, dass er das vor ihm stehende Weib niemals würde besitzen dürfen – selbst nach dem unverhofft frühen Ableben ihres Gatten nicht –, hätte er sicherlich geschworen, dass er auf der Stelle tot umfallen wolle.

Baesweiler, am 23. August 1371

Gegen Ende des Tages, schon sah die gleißende Sonne zu, dass sie blutrot hinter den spärlichen Hügeln ihre Zuflucht fand, vernahm Richmodis dieses durch Mark und Bein gehende Geschrei der Plünderer. Bitter fragte sie den Allmächtigen, ob sie denn nie in Frieden gelassen werden würden. Vor etlichen Jahren, als sie noch jung gewesen war und ihren Gatten Noah, zufällig ein Jude, geehelicht hatte, war der Schwarze Tod unerbittlich über Köln und die ganze Welt hergefallen, und man hatte die Juden vertrieben, als seien viele von ihnen seinem Wüten nicht ebenfalls zum Opfer gefallen. Sie hatte zu ihrem Gatten gestanden, wie der Herr es ihr in seinen Geboten aufgetragen hatte, und es war ein Glück gewesen, dass er über ein wenig Gold außerhalb von Köln verfügte. Damit hatte er den heruntergewirtschafteten Hof hier erstanden und einen bedeutsamen Umschlagplatz für Waren aus aller Herren Länder aufgebaut, vornehmlich für rohe Wolle aus England. Die in Burgund aus der Wolle gefertigten Tuche verkaufte er wieder zurück nach England. Söhne und Töchter hatte Richmodis Noah geschenkt, inzwischen fast schon erwachsen, und lange Jahre des Friedens und der Liebe genossen. Warum, o Herr, dachte sie bitter, täuschst du uns so und wiegst uns in falscher Sicherheit, wenn du am Ende doch vorhast, uns zu vernichten? Denn es gab keinen Zweifel daran, dass es darum ging, sie und ihre Familie erneut zu schänden.

Dieses Mal waren sie allerdings nicht gekommen, weil es gegen die Juden ging. Es war ganz einerlei, was man war, an wen man glaubte oder zu wem man in diesem sinnlosen Streit zwischen den Herzögen von Brabant und Jülich neigte, die Holden des

Siegers – welcher Seite sie angehörten, das wusste Richmodis nicht – zogen herum, um alles einzusacken, was sie kriegten, und ihrem Herrn, wer immer das sein mochte, die Mittel zu verschaffen, die er für ihre Bezahlung brauchte.

Richmodis trat durch die Pforte und sah, dass ihr Liebster, Gerwin, gemeinsam mit den anderen sich bewaffnet hatte, um sich den Plünderern entgegenzuwerfen und sie aufzuhalten. Sie hörte, wie ihr Gatte seine Söhne anflehte, sich in das vom Allmächtigen für sie vorgesehene Geschick zu ergeben. Diese aber wollten nicht auf ihn hören, denn die Zucht der Juden war ihnen fremd geblieben. Die Mordbuben preschten auf Pferden über den Hof und legten Feuer, nachdem Gerwin einen der ihren vom Pferd gestoßen und getötet hatte. Wessen sie habhaft werden konnten, das rafften sie, und metzelten gnadenlos alles nieder, was sich bewegte. Den einzigen Trost, den Gott für Richmodis bereithielt, war der Umstand, dass sie tot war, bevor sie mit ansehen musste, wie man ihre Familie auslöscht hatte.

Die ganze Familie, ausgenommen Gerwin. Ohnmächtig lag er auf dem Hofe. Auch das Feuer löschte ihn nicht aus. Als er erwachte, konnte er sich bis zum Vogthof in der Nachbarschaft schleppen. Dort wurden seine Wunden versorgt und die Helfer pflegten ihn gesund.

Königsdorf, am 23. August 1371

Auf einer Ebene, die nichts mit ihr zu tun zu haben schien, war Druda Hadevart durchaus gewahr, dass es sich hierbei um gestohlene Zeit und gestohlenes Glück handelte. Davon jedoch ließ sie sich in ihrem seligen Schwelgen nicht im Mindesten beirren. Der Mann neben ihr im Bette war durchaus nicht ihr Gatte. Er, ein Weinhändler, hatte seiner Familie gegenüber die Abwesenheit mit einer Handelsreise begründet, und sie gab vor, ihre kranke Tante zu besuchen, die es wahrhaftig gegeben hatte und die wahrhaftig krank gewesen war, inzwischen jedoch bereits verstorben. Dergestalt war sie an die Gelegenheit gekommen, diese drei Tage zu ergattern, die nichts weniger als

den Himmel auf Erden bedeuteten. Noch eine Nacht und sie würde zurückkehren müssen. Nein, daran wollte sie itzo nicht denken. Denn heimliche Minne war, erinnerte Druda sich der Worte des Dichters, die richtige Minne, die man pflegen sollte, andernfalls wäre man zu tadeln.

Es ließ sich nicht abwenden. Sie würde zurückkehren in das unwirtliche Haus ihres Gatten Lufred von Troyen. Lufred war vor Langem bereits erkaltet, so dass sie mutternackt ein Kind, den Johann, hatte kriegen können. Derzeit befand Lufred sich verbannt durch die Weber in der Immunität des Klosterstiftes von St. Kunibert, und sie vermisste ihn zugegebenermaßen nicht das klitzekleinste bisschen. Ungeheuer wichtig deuchte er sich dort; auch gab er hin und wieder Anweisungen, wie die Familie und das Geschäft zu führen seien, als ob sie das nicht auch ohne ihn meistern würde. Was sie am allerwenigsten brauchen konnte, waren unsinnige, undurchführbare und ungerechte Ratschläge. Schon lange war sie nicht mehr gegangen, ihn zu besuchen und sich derartigen Unrat abzuholen; doch unbeirrt gab er Johann äußerst langatmige Briefe mit, durchzogen von nicht minder lächerlichen Äußerungen.

Johann, nun ja. Gern hätte Druda ihn, wie sie sich zerknirscht eingestehen musste, gegen seinen Freund Peter eingetauscht, ein junger Mann, um so michel glänzender aussehend und tatkräftiger als Johann, und nicht zufällig der Sohn von Richard. Die Minne der beiden Knaben hatte sie überhaupt erst mit Richard zusammengebracht. Sorge bereitete Peter bloß in der Hinsicht, dass er in seine jung verwitwete Lehrherrin vernarrt war und, wie sich die anderen Garnmacherinnen erzählten, sie nicht weniger in ihn. Johann jedoch verteidigte seinen Freund standhaft: Keinerlei andere Bedeutung habe sein Gebaren als das der üppigen Huldigung, die er der Lehrherrin entgegenbringe; Anrühiges hineinzulegen, geschehe in böser Absicht. Immerhin, lächelte Druda, war es besser für ihn, hinter seiner Elisabeth, der Garnmacherin, her zu sein, als wenn er so ganz und gar keine Anstalten machen würde, sich in den natürlichen Gang der Dinge zu schicken und dem Fleisch zu seinem Recht zu verhelfen, wie Johann.

Druda seufzte. Gestohlene Zeit hin, gestohlenes Glück her, für nichts in der Welt wollte Druda etwas davon hergeben, nicht einmal für irgendeinen jenseitigen Preis, der ihr allzu nebulös und unwirklich erschien. Ihre Gedanken bewiesen ihr derweil, dass dem Mensch das Paradies ward vergällt.

Richard erwacht, sieht das Weib neben sich hingebungsvoll an und haucht: »Druda, o meine herzallerliebste Druda, dieser Augenblick dürfte nie vergehn.«

Knapp drei Monate später würde Richard das Beisammensein mit Druda zwar nicht das Leben retten, wohl aber die Ehre.

## Der Tod

16. November 1371

Als ich es nämlich erfuhr, hatte ich gerade' meine acht Pfennige Wochenlohn aus den überaus holden Händen von Frau Elisabeth de Porta empfangen, die, ohne Frage, für alle Zeiten unerreikbaar für mich sein würde.

»Schlag sie dir aus dem Kopf«, sagte Johann, mein Genosse, zu mir, nachdem ich ihm gestanden hatte, wie unwiederbringlich mich Cupidos Pfeil versehrt hatte, »wir sind schließlich keine fahrenden Sängler.«

Als ob Elisabeth von solch einem Gesindel sich hätte betören lassen! O Frau Minne, bitte hab' ein gnädiges Auge auf mich, betete ich Tag für Tag und Nacht für Nacht. Johann, Sohn des Kaufmanns Lufred von Troyen, damals hochwohlgeborenes Mitglied des Engen Rates, um dessenthalben durch die Weber unter Hausarrest in der Immunität von St. Kunibert gehalten, war ein blasser, schwächtiger Blondschoopf, den ich oftmals vor den Grobianen beschützen musste (was mir, wie ich mit Stolz erwähnen sollte, besser gelang als dem gemeinen Teilmann, einem anderen »Freund« von Johann, den ich nicht ausstehen konnte). Für Johann seinteils gingen Münzen über alles. Er konnte sie, wie er gern mit geschwollener Brust verkündete, riechen, weshalb er auch, wenn ich mit ihm durch die Gassen zog, hie und da einen verlorenen Pfennig klaubte. Ich hingegen liebteste Elisabeths Pfennige nicht, weil sie aus edlem Silber bestanden, sondern weil die Münzen von ihren wundervoll feingliedrigen Fingern berührt worden waren. Seit der längst vergangenen Zeit, da Königin Dido für den Helden Eneas starb, krankte wohl niemand so an der Minne, wie ich es tat, bildete ich mir damals ein.

Ein Magengrollen erinnerte mich an meine Verabredung und ich entschlüpfte am helllichten Tage der Arbeit, was Elisabeth



gegenüber gar nicht billig war. Mit Johann hatte ich mich bei dem Bäcker in der Buttingasse verabredet, nicht nur um süßes Naschzeug zu erstehen, nein, Rufus – Gott hab ihn selig, er verstarb im Jahre des Herrn 1408 an Auszehrung, weil er sein eigenes Backwerk nicht mehr ausstehen konnte – hielt für uns Knäblein auch stets einen »Libanon« bereit, wenn wir bei ihm unser Geld verfraßen, anstatt es, wie es sich gehört hätte, im Vaterhause abzuliefern. »Libanon«, so nannten wir ein Glas Milch, gemischt mit Wein und Zucker. Ich lief also im nieseligen Novemberregen durch die Hosen- und dann die Wenstirgasse den Bach der Blaufärber hoch, vorbei am Brauhaus »Zum alten Raben«, und bog dann in die Buttingasse ein. Als ich bei Rufus ankam, dessen Bäckerei eingezwängt zwischen stinkenden Werkstätten der Färber lag, erwartete mich Johann bereits mit einem hilfeersuchenden, verzerrten Grinsen um den schmalen, fast lippenlosen Mund.

Neben einigen weiteren Jünglingen lungerte vor Rufus' Backstube ebenso manch eine derbe, gleichzeitig auch unbändiges Begehren erregende Slune, die ebenfalls ein Geschäft allerdings ganz anderer Art witterte. Erleichtert stöhnte Johann auf, als ich ihn zur Begrüßung küsste, denn eine beneidenswert rundliche öffentliche Magd hatte es wohl auf ihn abgesehen. Sie himmelte seine blauen Augen an. Ich wusste, wie michel Schiss ihm kam, sich zum Manne machen zu lassen, was wir Übrigen bereits glücklich hinter uns gebracht hatten. Obwohl ich es für durchaus an der Zeit hielt, dass er nachholte, worauf ihn sein Herr Vater der Gefangenschaft wegen nicht in den Dienst zu nehmen vermochte, errettete ich ihn auch dieses Mal wieder, indem ich kichernd zu der Slune sagte, er und ich hätten was zu bebubbeln. Ich kniff ihr in den süßen Arsch, um ihr anzudeuten, dass sie es ein anderes Mal bei mir versuchen sollte. Sie sah mich bedeutungsschwanger an und trollte sich. Johann trug seinen lächerlich kurzen Rock, der kaum den Ansatz der Beinlinge zwischen den Schenkeln verbarg. Der linke Beinling war grün und der rechte rot, indessen der sich eng an seinen Körper schmiegende Rock mit abwechselnd roten und grünen Rauten bedeckt war. Auch seine unglaublich spitzen,

für diese kühle Jahreszeit weitaus zu dünnen Schnabelschuhe waren rot und grün, der rechte rot, der linke grün. Sein langzipfeliger Gugel, den er nicht, wie es althergebrachter Sitte entsprochen hätte, über das Haar gezogen, sondern nachlässig nach hinten gekrempelt trug, war ebenfalls rot und überdies mit zahlreichen Fransen verziert. Um die Hüfte hatte er einen bronzefarbenen Gürtel geschlagen, an den Armen flatterten weiße Wimpel. Für solch vornehme Gewandung heimste Johann allerdings nicht nur Bewunderung ein, sie setzte ihn vielmehr auch mancherlei Spott aus: Die Einen sagten, es handele sich um Narrenkleider, die Anderen dagegen schalten ihn, sich anzumaßen, wie die Edlen selber herumzulaufen.

Ich besorgte mir Gebäck und »Libanon«, indessen Johann sich, wie ich aus einem Augenwinkel noch gewahrte, bückte, um einen hinuntergefallenen Pfennig vom Boden zu klauben, verloren wahrscheinlich von jemandem, der schon zu beduselt war, um den Verlust zu bemerken und Anspruch auf das wertvolle Metall zu erheben. Raubeinig beschwerten sich andere Vorbeikommende, dass es kein Durchkommen gebe wegen der jungen Müßiggänger, die hier das im Schweiß ihres Angesichts sauer verdiente Geld der Eltern verprassen würden, und man solle diesen Buben mal eine gehörige Tracht Prügel verabreichen und ihnen die Ohren lang ziehen, auf dass sie lernten, fleißig zu sein, anstatt dem allmächtigen Gott die Zeit zu stehlen. Einige Schlingel lachten dreckig und stellten sich absichtlich in den Weg. Es drohte, in ein Handgemenge auszuarten, doch rechtzeitig rief Rufus versöhnlich: »Kommt, geht mal ein Stück auf die Seite!« Schließlich wollte er weder seine Kundschaft verlieren noch Ärger mit den Anwohnern kriegen. Beides wäre überaus nachteilig für sein Geschäft gewesen.

»Wohltat der Gunst«, sagte ich bei meiner Rückkehr spitz zu Johann mit Hinblick auf den gefundenen Silberling und setzte nachgerade hämisch dazu: »Aber wie gewonnen, so zerronnen. Rufus, der elendste Halsabschneider unterm Himmel, nimmt itzt zwei Pfennige für den »Libanon!«

»Gebe nicht ihm die Schuld!«, ereiferte Johann sich und sah

mich mit herausfordernd vorgestrecktem Kinne an, was ihn aber, seiner kindlichen Formen wegen, eher wunderlich denn furchterregend aussehen ließ. »Neuerlich ist der Wein teurer geworden dieser Tage. Die gottverdammten Weber haben die >Akzise< auf Wein wieder saftig angehoben. Darum kostet's mehr. Als Sohn eines Weinhändlers solltest du das übrigens wissen.«

»Fluch nicht so michel, ich bitte dich inständig drum, Johann, schon gar nicht über die Weber. Sie geben schließlich dem ehrbaren Handwerk eine gewichtige Stimme im Rat«, zischte ich. »Und außerdem soll es gefährlich sein. Hast du nicht die Geschichte von dem Schulmeister Daniel aus St. Gereon gehört? Den haben sie in den Turm werfen lassen, weil er gesagt haben soll, unter der >nova ordinatio< der Weber sei alles schlimmer geworden statt besser.«

»Peter, du Zage!« Johann schimpfte laut, puffte mich dann jedoch lachend mit dem spitzen Ellenbogen seines zierlichen Ärmchens in die Rippen. »Lass uns besser von dem herrlichen >Libanon< kosten, solange wir's uns noch leisten können.«

Ich errötete ob der Herabwürdigung, für die es angesichts der Tapferkeit, mit welcher ich ihn zu verteidigen pflegte gegen die Rotzbengel, nicht den leisesten Anlass gab, ließ mich vernehmlich schlüpfend vom »Libanon« verführen und schwieg. Als Wiederhall hörte ich Vater mich einen Zagen rufen, spaßhaft zwar, doch darum nicht weniger verletzend. Es war gegen Ende des Winters vor unausdenklich vielen Jahren gewesen. Wir hatten am Bachufer gestanden, das Eis war bereits weitgehend weggeschmolzen. Vater entkleidete sich, sprang in den Fluss, tauchte unter einer Scholle hindurch und gelangte so ans gegenüberliegende Ufer. Lachend rief er mir zu, ich solle es ihm nachtun, aber Nein! Nein! Nein!, ich konnte es nicht.

»Du Zage, Peter!«, hatte er immer noch lachend gerufen und war auf demselben Weg zurückgekommen.

Er hatte wie ein Hund das Wasser abgeschüttelt und sich den Rest Feuchtigkeit mit dem Rock weggerieben.

»Weißt du, warum ich es mit dem Ober- und nicht mit dem Unterkleid tue?«, hatte er gefragt.

Ich hatte den Kopf geschüttelt und schon beim Zusehen vor Kälte gebibbert: »Nun sehen alle, dass dein Rock nass ist.«

»Aber das Unterkleid ist mir näher als der Rock«, hatte Vater gelacht. »Wenn ich's zum Abtrocknen benutzen würde, trüge ich die Nässe enger am Körper.«

Dies war der Tag gewesen, an welchem ich gesehen hatte, dass Vater ein mächtiger Mann und ich mutternackt ein Wurm war. Bald war die Erinnerung verblasst, jedenfalls die sie begleitenden nachteiligen Gedanken, und wir schwebten in den Wolken, bis ich gewahrte, dass sich mein Vetter Gerwin mit seiner von einem Kampf zernarbten und einem Brand gruselig entstellten Fresse seinen Weg durch die vor Rufus' Backstube versammelten Lauser suchte. Vetter Gerwin gegenüber empfand ich nun wahrlich Furcht; er war nämlich nicht bloß älter als ich, sondern auch kräftiger, ansonsten aber ein Flegel und Müßiggänger. Sein grobschlächtiges, fast bäurisches Äußeres entsprach seinem inneren Wesen vollkommen. Seitdem er Ende August zu uns gekommen und durch Vater und Mutter aufgenommen worden war, denn seine Familie kam im Gefolge der Schlacht bei Baesweiler um, hatte er mir schon manches Mal, wenn ich meinen Wochenlohn erhielt, den einen oder anderen Pfennig unter Androhung von kräftigen Hieben abgeknöpft. Für ihn waren alle »Libanonschlürfer« Milchgesichter, denn den Wein trank er bereits unvermischt. Weil sein Herr Vater ihm untersagte, sich zu gewanden, wie wir Jungen es taten, trug er, um seines Vaters seligen Angedenkens willen, weite Kleider, die bis über das Knie reichten wie bei den Alten, wofür wir ihn, verfügte er nicht über so unermessliche Körperstärke, sicherlich verlacht hätten; was übrigens hinter seinem Rücken oftmals auch geschah. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass ausgerechnet er zum Boten des Unheils erkoren war!

»Lass uns abhauen«, raunte ich Johann zu, und mit einem Schläge war alle Weinseligkeit aus meinem tumben Jungenkopf verschwunden.

Doch es gab kein Entrinnen. Schon hatte der hässliche Vetter Gerwin die furchterregende Pranke nach mir ausgestreckt und erwischte einen Zipfel von meinem schönen Wams.